

zugehörige Begriff erst unserem gegenwärtigen Geschlechte vertraut geworden ist, das sogar zuerst eines fremdsprachig, englischen *Weekend*-Empfehlungsschreibens und dazu einer richtigen, geschäftstüchtigen Wochenendpropaganda bedurfte, um sich einzuführen. Dann aber wurde es ganz schnell eine so beliebte und anerkannte Einrichtung, daß sich jetzt schon seine Bedeutung in einem ganzen Wörterbuchkapitel von Ableitungen und Zusammensetzungen, vom *Wochenendler* bis zum *Wochenendzelt*, dartut; und das ist für eine sprachliche Bildung, die noch nicht zwei Jahrzehnte alt ist, eine Leistung und ein Wichtigkeitsmesser.

Damals, als man noch genötigt war, leise flüsternd zu übersetzen: „So etwa, was die Vettern überm Kanal *Weekend* nennen“, wenn man darauf zu sprechen kommen wollte, war noch der gelindeste Gegeneinwand, den man hören mußte: „Lassen Sie mich mit dem bleitoten englischen Sonntag in Ruhe. Davor soll uns der liebe Gott bewahren! Für uns paßt das so wenig wie jede Woche *Plum pudding!*“ Diese Besorgnis hat sich als ganz unbegründet von Anbeginn erwiesen. Es gibt nirgends so wenig nachgemachte Engländerei wie in der deutschen Auffassung der behäbigen ausgedehnten Zwischenwochenruhe, verglichen mit dem angelsächsischen *Weekend*. Hat der Brite als Erbverpflichtung von seinen puritanischen Vorfahren das Bedürfnis übernommen, sich durch Langeweile zu kasteien, so jubelt der Sonntag durch das deutsche Volkslied mit *Sonntagslust* und *Sonntagsluft*, mit *Sonntagsmiene* und *Sonntagslaune*, mit *Sonntagsschlaf* und *Sonntagssreise*, mit *Sonntagsgästen* und *Sonntagskuchen*, und ein Volk, dessen Dichter wagen konnten, von „gesonntagten“ Menschen zu sprechen, war reif dazu, aus dem Wochenende sofort ein Stück werdendes Brauchtum zu machen, das aus der deutschen Volkskunde in Zukunft nicht mehr wegzudenken ist.

Der erste Forscher aber, der einmal das Wochenende volkskundlich-wissenschaftlich untersuchen wird — und wir sind uns viel zu getreu, als daß das ausbleiben könnte —, wird freilich von der Erkenntnis ausgehen müssen, daß der Brauch großstädtischen Ursprungs und großstädtischer Bindung ist. Je größer die Stadt, desto entwickelter und selbstverständlicher das Wochenende. Der bäuerliche Mensch kennt, will und braucht dem ganz anders gearteten Wechselfluß seiner Arbeit gemäß kein Wochenende. Steht in der Heu- und Erntezeit Gewitter am Himmel, oder droht der Frost, ehe die Mieten über den Hackfrüchten gedeckt sind, so ist für sein Gewissen die Aufhebung der Sonntagsruhe keine Entheiligung. Das Arbeitstempo des Gesellen in den wachsenden gewerblichen Betrieben der alten Reichsstädte kannte die Ausspannung nicht, die dem dörflichen Gesinde die geruhsamere Winterszeit bringt. Darum beginnt sich damals bereits die erste Sehnsucht nach dem Wochenende zu regen. Später mußte dann schon im Anstellungsbrief verbürgt werden, wieviel Stunden sich der Geselle und Lehrling am Wochenschluß von der Arbeitszeit abstreichen durften. Erst als der unpersönliche Kapitalismus das hausgenössische Verhältnis der patriarchalischen Zeit zerstörte, wurden dem Industriearbeiter und dem Angestellten der Kontore diese Rechte vorenthalten.

Aber das Bedürfnis, für eine im Verhältnis zur angespannten einseitigen Mußarbeit zureichende Besinnlichkeitsfrist sich selbst zu gehören, ist zu sehr in